Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film

Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst

Band: 35 (1983)

Heft: 21

Artikel: Grosse Kriege, kleine Kriege : 15. Internationales Dokumentarfilmfestival von Nyon

Autor: Künzel, Uwe

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-932414

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grosse Kriege, kleine Kriege

15. Internationales Dokumentarfilmfestival von Nyon

Wer die sieben Tage des Dokumentarfilmfestivals von Nyon hinter sich hat, tut gut daran, sich – wieder heimgekehrt – in den bequemsten Sessel zu setzen, einen Krimi zur Hand zu nehmen, um erst einmal völlig abzuschalten. Die Lektüre der inzwischen zu Hause gestapelten Zeitungen empfiehlt sich nicht, denn deren Schlagzeilen wäre nur eine Fortsetzung dessen, was man eine Woche lang auf der Leinwand gesehen hat.
Ich war in diesem Jahr zum dritten Mal in Nyon, und die Freunde daheim sind es längst gewohnt, dass ich danach wochenlang Apokalypse-Stimmung verbreite. Dass dies 1983 anders sein würde, war nicht zu erwarten: Allein die Titelliste! *«Vietnam – A Television History»*, *«War»*, *«Bombs Will Make the Rainbow Break»*, *«Nicaragua: Report From the Front»*, *«History: The Era of Nuclear Madness»*... Wenn – wie es Wim Wenders einmal formuliert hat – der Film das Medium ist, das am genauesten die Stimmung der Zeit wiederzugeben weiss, mehr als es das Theater, die Musik, die Literatur oder die Malerei vermag, dann ist die Zeit so böse wie noch nie. Die Zeit? Wohl doch eher die Menschen. Es sei nicht verschwiegen, dass es in Nyon natürlich auch eine ganze Reihe von Filmen zu sehen gab, die mit «Krieg» im weitesten Sinne überhaupt nichts zu tun hatten – aber selbst in denen wurde noch dokumentiert, dass es um die geistige Gesundheit der Menschen nicht allzu gut bestellt sein kann.
Ein schönes Beispiel dafür ist der kanadische Kurzfilm *«Muscles»* von Barry Lank. Darin lernt man eine junge Frau kennen, die sich dem Body Building verschrieben hat und alles daransetzt, ihre weiblichen Formen hinter riesigen Muskelgebirgen zu verstecken. Dazu bedient sie sich nicht nur aller möglichen Folterinstrumente, die man nur noch mit einigem Sarkasmus als Turngeräte bezeichnen kann, sondern sie schluckt auch 32 (!) verschiedene Kraftpillen pro Tag. Da drängt sich die Frage förmlich auf, ob in einem «gesunden» Körper tatsächlich noch ein gesunder Geist wohnt...
Ähnliches gilt für jene Leute, die Jacques Godbout und Florian Sauvageau in ihrem 80minütigen Werk *«Comme en Californie»* vorführen. Der Unsinn hat Methode: In Kalifornien wird jede Mode sofort zum Lebensstil – sei dies Jogging, Aerobic, «natural food» oder jene Gesundheitsfarmen, auf denen neben der Naturkost auch gleich noch seelischer Beistand zum täglichen Brot gehört. Die beiden Autoren nähern sich ihrem Gegenstand mit sanfter Ironie, und sie machen deutlich, dass solche Bewegungen nichts anderes darstellen als einen Reflex auf eine immer mehr technisierte Welt. Etwas anderes als ein Fluchtverhalten kann kaum dahinterstecken, wenn diese moderne Form der «retour à la nature» so fanatische Anhänger findet.
Ein wenig anders (aber nur wenig) geht es in Venezuela zu. Jedenfalls dann, wenn man Lafranco Secco Suardo und seinem Film *«Maria Lonza»* Glauben schenkt. In 54 Minuten beschreibt er ohne viel Kommentar einen höchst befremdlich wirkenden Marien-Kult, der sich aus christlichen Mythen und indianischen Traditionen zusammensetzt. Seltsame Dinge sieht man da auf der Leinwand, eigenartige Taufrituale finden statt, und immer wieder fallen die Protagonisten in Trance. Doch das Allermerkwürdigste: Jene, die diesem Kult folgen, glauben fest daran, dass sie seine Wirkung steigern können, indem sie ihn mit allen möglichen Gegenständen der modernen Zivilisation vermengen. Es kommt vor, dass rituelle Symbole

mit der Spraydose bemalt werden. Warum die «Gläubigen» indes permanent Zigarren rauchen, ist mir nicht klar geworden. Ein eigenartiger Film, der freilich durch eine erstaunliche Bildkraft zu faszinieren vermag. Ohne allzuviel zu verstehen, schaut man als Europäer doch gebannt dem bunten Treiben zu.
Ansonsten ist das so eine Sache mit der Kraft der Bilder beim Festival von Nyon. An die «redenden Köpfe» hat man sich mittlerweile gewöhnt, aber selbst, wenn die Regisseure originellere Ideen haben, misslingt die Umsetzung nur allzu oft.
Nicht misslungen ist die Umsetzung seiner Idee dem DDR-Regisseur Kurt Tetzlaff in seinem Film *«Erinnerung an eine Landschaft»*. Dieses Werk war für mich der eigentlich beste Film in Nyon. (Natürlich habe ich nicht alles gesehen dort, aber wer könnte das schon von sich behaupten?) In einer Langzeitbeobachtung (die Dreharbeiten nahmen fast drei Jahre in Anspruch) beschreibt Tetzlaff, wie ein Dorf verschwindet. Das kleine Örtchen Magdeborn in der Nähe von Leipzig hat das Pech, auf einem riesigen Braunkohlevorkommen errichtet worden zu sein. Und weil auch in den Ostblockländern die Energie knapp ist, muss das nun im Tagebau ausgebeutet werden – was für die Bewohner Magdeborns nichts anderes heisst, als dass sie ihre idyllischen Häuschen verlassen müssen (die weichen den Baggern), um in Wohnsilos am Stadtrand von Leipzig kaserniert zu werden. Nun zeigt der Film diesen Vorgang auf der einen Seite in ruhigen, geduldigen, manchmal gar poetischen Bildern: In der ersten Einstellung etwa sieht man die Sprengung einer Kirche, oder besser: eines Kirchleins, in Zeitlupe; sorgsam beobachtet die Kamera das Fällen einer jahrhundertelang gewachsenen altehrwürdigen Eiche; die Bewohner Magdeborns werden in ihren alten wie in ihren neuen Behausungen ausführlich vorgestellt; und schliesslich werden lauter kleine Geschichten ganz beiläufig eingestreut: Die letzte Hochzeit des Dorfes vor seinem Ende, eine Frau, die dort ihr Leben lang gewohnt hat, ein junger Mann, der dort aufwuchs und nun den Bagger bedient, mit dem sein Heimatort dem Erdboden gleichgemacht wird. In solchen Momenten – und davon gibt es viele in dieser «Erinnerung an eine Landschaft» – zeigt sich der hohe Standard des Dokumentarfilmschaffens in der DDR.
Das Ökologie-Bewusstsein scheint allerdings im Sozialismus nicht annähernd so stark ausgeprägt zu sein wie bei uns, obwohl die Umwelt-Verschandelung dort mindestens ebensoweit gediehen ist. Als in der Strasse, in der ich wohne, jüngst drei noch relativ junge Pappeln gefällt wurden, gründete sich sofort eine Bürgerinitiative. Als hingegen im Film die wunderschöne alte Eiche der Motorsäge

Preise und Auszeichnungen

Preise der Internationalen Jury

Goldener Sesterz für *«Celso and Cora»* des australischen Regisseurs Gary Kildea.
Silberne Sesterzen für *«War»* (Kanada) von Gwynne Dyer; *«First Contact»* (Australien) von Bob Connolly und Robin Anderson; *«La Turlute des années dures»* (Kanada) von Richard Boutet und Pascal Gélinas.
Jean-Jacques Lagrange erhielt einen goldenen Sesterzen für sein dokumentarisches Gesamtwerk.

Grosser Preis des Publikums

Der Preis der Publikumsjury ging an *«War»* von G. Dyer.

Preis und Auszeichnungen der Ökumenischen Jury

Der Preis ging an *«La Turlute des années dures»*. Durch die Montage von Archivmaterial, Interviews und Chansons gelingt es diesem kanadischen Beitrag, die ökonomische Krise der 30er Jahre und ihre Folgen für die Betroffenen menschlich einfühlsam darzustellen.
Weitere Auszeichnungen gingen an *«Celso and Cora»* des australischen Regisseurs Gary Kildea, dem es gelungen ist, den Alltag eines mittellosen philippinischen Ehepaares mit seinen grossen Problemen, aber auch mit seinen kleinen Freuden auf verblüffend authentische, menschlich überzeugende Weise einzufangen. Ähnliche Qualitäten wurden *«La Rue de la Samaritaine»* zuerkannt, einem filmischen Porträt über das gleichnamige, verrufene, von den gehobeneren bürgerlichen Schichten gemiedene Stadtquartier von Brüssel.

«Erinnerung an eine Landschaft» vom DDR-Regisseur Kurt Tetzlaff.

zum Opfer fällt, ertragen Magdeborns Bewohner das mit geradezu stoischer Gelassenheit. Die Leute haben längst resigniert, die Jungen noch mehr als die Alten. «Was bleibt uns schon anderes übrig?», sagt ein Mann, der ein paar Sätze vorher davon berichtet hat, mit welchem Fleiss er einst sein Häuschen selbst aufgebaut hat. Und weiter: Was im Westen längst als menschenfeindliche Architektur erkannt worden ist, gilt offenbar in der DDR noch immer als fortschrittlicher Wohnungsbau. Was da in Leipzig-Grünau für die Umsiedler entstanden ist, übertrifft an Hässlichkeit noch allemal, was jahrelang aus unseren Vorstadtwiesen hervorgestampft wurde.

Filme, die man gleich wieder vergessen kann, die allenfalls anekdotischen Charakter besitzen: Zum Beispiel: *«Flamenco at 5:15»* von Cynthia Scott aus Kanada. Da geht es um eine Ballettschule, in der höheren Bürgertöchtern die Kunst spanischer Folklore beigebracht werden soll. Das wäre ein hervorragender Vorfilm zu Carlos Sauras' «Carmen» – einen grösseren Gegensatz kann man sich kaum vorstellen. Der Film ist zwar ganz anders gemeint, aber er zeigt überdeutlich, dass die Mädchen, die sich da abmühen, diese Art des Tanzens niemals begreifen werden. Oder, wie es ein Kollege in Nyon sehr treffend formulierte, man könne auch einem Elefanten keinen Ländler beibringen.

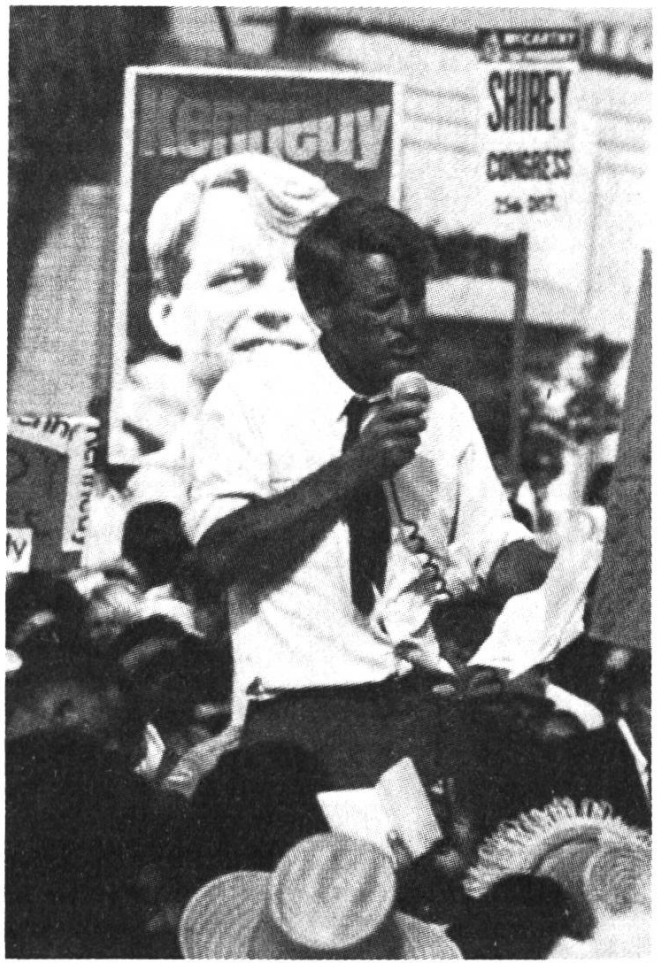
Noch ein Beispiel für eher überflüssiges Filmschaffen: *«Tools for Research»* von Marie Carosello aus Portugal ist schon kaum jemand anschauen gegangen, weil sich alle nur noch zu gut an den «Animals film» erinnerten, der im letzten Jahr in Nyon zu sehen war. Wieder so ein Werk, das gewiss bestens gemeint war, in dem aber ein weiteres Mal ausführlichst Tierversuche gezeigt wurden. Oder: *«A day in may»* von der Engländerin Sue Sudbury, die von der weitgehend von Frauen getragenen Friedensbewegung in Grossbritannien berichtete. Selbst im Fernsehen waren Demonstrationen gegen die Nachrüstung schon radikaler zu sehen.

Kriegsbilder

Womit ich beim Hauptthema angelangt wäre: *«War».* So hiess eine sieben Stunden lange Dokumentation fürs kanadische Fernsehen, die redaktionell von Gwynne Dyer betreut wurde. Gesehen habe ich davon knapp zweieinhalb Stunden, und die wenigen Kollegen, die alles gesehen hatten, meinten anschliessend, das hätte auch genügt. Zwar war dieses Mammutprojekt breit angelegt – thematisch ging es von den Ursachen des Krieges über die Entwicklung der Waffensysteme bis zu Möglichkeiten der Abrüstung –, aber in einem derart biederen Reportagestil inszeniert, dass man sich bald die wesentlich kürzeren Reportagen der «Tagesschau» zurückwünscht. Und ausserdem: Inhaltlich gab es da nicht gar zu viel Neues zu erfahren.
Ähnliches gilt – wenn auch in einem anderen Zusammenhang – für die zwölf Stunden von *«Vietnam: A Television History».* Derzeit erregt diese in internationaler Koproduktion entstandene Serie zwar einiges Aufsehen in Amerika. Wer sich jedoch schon früher mit der Geschichte des Vietnam-Krieges anhand von schriftlichem Material befasst hat, konnte ausser der Tatsache, dass ihm hier die Bilder dazu geliefert werden, keine neuen Erkenntnisse gewinnen. Wiederum: Redende Köpfe überwiegen. Für Historiker allerdings mag sich hier Quellenmaterial auftun, das so bald nicht ausgeschöpft sein wird. Nebenbei: Eine Premiere für Nyon. Zum erstenmal gab es eine Videoprojektion im grossen Saal des Kino «Capitole». Damit trägt das Festival der wachsenden Bedeutung dieses längst nicht mehr neuen Mediums endlich Rechnung. Erica de Hadeln, die Directrice, kündigte für das nächste Jahr eine Erweiterung gerade dieses Sektors an.
Den Krieg im Kinderzimmer führten Barbara Zahm und Thomas Hurwitz aus Amerika in *«Bombs Will Make the Rainbow Break»* vor. Unabsichtlich wohl dokumentieren sie ein Beispiel fatal missverstandener Friedenserziehung. Da hat irgend jemand – und gewiss nicht die Kinder selbst – eine Organisation mit dem Namen «Children Campaign for Nuclear Disarmement» ins Leben gerufen. Dass man Kindern die Bedrohung durch den endgültig letzten Krieg nicht verheimlichen sollte, ist wohl eine Selbstverständlichkeit. Aber mit sechs, sieben oder acht Jahre alten Kindern den Atomschlag theoretisch durchzuspielen, um dann vor der Kamera all die niedlichen Zeichnungen vorführen zu können, die die Kleinen danach gemalt haben, das ist makaber. Da redet ein kleines Mädchen vom Atompilz, als habe sie schon einmal danebengestanden, ein noch jüngerer Knabe erzählt altklug von der Notwendigkeit der Abrüstung, und ein anderer sagt den Satz «Die Erwachsenen handeln unverantwortlich, und sie bedrohen uns», gerade so, als wäre er ihm selbst eingefallen. Nichts gegen eine vernünftige Erziehung zum Frieden – aber beschert man den Kindern mit solchen Methoden nicht Alpträume?

Jean-Jacques Lagrange – Retrospektive

Allabendlich trat, begleitet von Moritz de Hadeln, ein freundlicher Herr mittleren Alters vor die Leinwand in Nyon und berichtete bescheiden, zurückhaltend und mit leiser Stimme von seiner Arbeit. Man sieht Jean-Jacques Lagrange nicht unbedingt an, dass er ein Pionier des Fernsehens (und damit auch ein Pionier des Dokumentarfilms) ist.
Ihm war in diesem Jahr die Retrospektive gewidmet, und das war in mehrfacher Hinsicht eine sinnvolle Entscheidung der Festivalleitung. Einmal hat man selten Gelegenheit, frühe Fernseharbeiten zu sehen («Fernseharchäologie» nannte das ein Kollege), zum anderen hat man noch seltener Gelegenheit, direkten Kontakt mit jemandem aufzunehmen, der eine Sendeanstalt an massgeblicher Stelle mitaufgebaut hat. Und: Man findet selten jemanden, der in so vielen verschiedenen Genres (inzwischen sind sogar einige Spielfilme darunter) gearbeitet hat.
Biografisches: Jean-Jacques Lagrange wurde 1929 in Genf geboren. Während er dort Soziologie studierte, arbeitete er bereits beim «Radio Genève» an Sendungen mit, die von Studenten gestaltet wurden. Ab 1952 stellte ihn das «Musée d'Art et d'Histoire» an, um Ausstellungen mit



Jean-Jacques Lagranges 1968 enstandener Film «La dernière campagne de Robert Kennedy».

zeitgenössischer Kunst zusammenzustellen. Ab 1953 war er Leiter der Musikabteilung bei «Radio Genève». Er übernahm diese Stelle hauptsächlich, weil er in jener Gruppe mitarbeiten wollte, die ein Genfer Fernsehen vorbereitete. Als 1954 die ersten Sendungen ausgestrahlt wurden, wurde Lagrange als Regisseur angestellt. Zu dieser Zeit waren die Mitarbeiter des Senders noch nicht auf bestimmte Fachgebiete spezialisiert – jeder machte alles: Sport, Theater, Reportagen. Wenn Lagrange heute davon erzählt, bekommt man den Eindruck, dass er dieser Zeit nachtrauert. Das hindert ihn nicht daran, weiterzuarbeiten – und anders als gleichaltrige Kollegen hat er auch keine Berührungsängste vor den neuen Technologien, die derzeit das Fernsehen auf allen Ebenen verändern.

16 Filme waren von Lagrange in Nyon zu sehen: der älteste von 1958, der jüngste von 1978. In all seinen Reportagen ging es ihm nie um das Spektakuläre, um die vordergründige Tagessensation. Von *«Lettre de Bâle»* (1958) bis *«Sport et argent»* (1978) spürte er den Menschen jenseits des «grossen» Ereignisses nach. In *«Amérique bien tranquille»* (1976) geht es um die amerikanische Kleinstadt Hays. Das Anliegen dieses Films war es, einmal das «andere Amerika» zu zeigen, jenes Amerika fern der grossen Metropolen. In 84 Minuten erfährt man in diesem Film eine ganze Menge über die «schweigende Mehrheit». Oder: *«Appenzell»*, gedreht 1975, ein 80minütiger Film, der impressionistisch und eindringlich zeigt, wie die Leute dort leben.

Dass einer seiner Filme – *«La dernière campagne de Robert Kennedy»* – dennoch spektakulär geworden ist, das lag 1968 an der Eigendynamik der Ereignisse: Eigentlich wollte Lagrange mit seinem Team den Wahlkampf Robert Kennedys begleiten. Man ging damals weltweit davon aus, dass der Bruder des früheren Präsidenten die Wahl gewinnen würde. Doch dann platzte in die Vorbereitungen zum eher feuilletonistisch konzipierten Beitrag das für Kennedy tödlich ausgehende Attentat hinein. Was Lagrange daraus montiert hat (die Arbeit musste damals sehr schnell abgeschlossen werden – schliesslich war sein Material auf einmal brandaktuell), erscheint noch heute spannend wie ein Krimi.

Fragt man Lagrange, was sich gegenüber den Pionierzeiten beim Fernsehen verändert hat, betont er, dass bei Auseinandersetzungen wie Beschwerden die Programmdirektoren sich früher eher vor ihre Regisseure gestellt haben, als sie dies heute tun. Aber auf der anderen Seite wären eben die technischen Möglichkeiten heute viel besser als vor 25 Jahren... Einen eigenständigen Stil hat dieser welsche Autor nicht entwickelt – bei der Vielfalt seiner Themen muss das jedoch nicht verwundern. Solides journalistisches Handwerk steht immer im Vordergrund – und Manierismen in der Gestaltung seiner Bilder sind ihm bis heute fremd geblieben. Vielleicht liegt es daran, dass die Filme der Retrospektive nicht selten weitaus frischer und lebendiger erschienen als manches, was von jungen Autoren über die Leinwand flimmerte.

Nyon 1983: Seine Stellung als wichtigstes europäisches Festival, das sich ausschliesslich dem Dokumentarfilmschaffen widmet, hat diese Veranstaltung erneut behaupten können. Dass – so mein Eindruck – die Qualität der Filme insgesamt gesunken ist, kann man der Leiterin Erika de Hadeln kaum zum Vorwurf machen. Mit der Auswahl von Filmen aus der Schweiz (und auch aus der Bundesrepublik Deutschland) waren einige nicht recht zufrieden, aber jedes Festival wird auch sehr stark geprägt durch persönliche Interessen der Direktion, durch eine Reihe von Zufällen und – nicht zuletzt – durch Schwierigkeiten mit Verleihern und Produzenten.
Freilich: Um eine verstärkte Beachtung des gesamten Video-Bereichs wird man für das nächste Jahr kaum herumkommen. Was heute weltweit auf Magnetband aufgezeichnet wird, erscheint mir weitaus innovativer und direkter am Gegenstand orientiert als jene Bilder, die herkömmliche Kameras liefern. Es scheint sich hier ein ähnlicher Umschwung abzuzeichnen, wie es ihn zu Beginn der 60er Jahre gab, als die ersten leichten 16-mm-Geräte mit Direktton auf den Markt kamen. Uwe Künzel

FILMKRITIK

Fanny och Alexander
(Fanny und Alexander)

Schweden/BRD/Frankreich 1982.
Regie: Ingmar Bergman.
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 83/276)

Von seinem 1961 entstandenen Film «Såsom i en spegel» («Wie in einem Spiegel») hat Ingmar Bergman einmal gesagt, er sei sein «eigentliches Opus 1», die vorangegangenen Arbeiten kämen ihm wie Etüden vor. Und von «Fanny och Alexander» sagt er heute, dieser Film stelle die Totalsumme seines Lebens als Regisseur dar, nach ihm werde er keinen Spielfilm mehr drehen. Auch wenn der heute 65jährige schwedische Altmeister sich doch noch eines Besseren besinnen sollte, hat er «Fanny och Alexander» doch im Bewusstsein gedreht, es sei sein letzter Film. Entsprechend energisch setzte er sich für seine Realisierung ein: Ohne deutsche und französische Gelder wäre das Projekt gescheitert, das nun zum teuersten schwedischen Film aller Zeiten geworden sein soll – wobei die Kosten von rund siebeneinhalb Millionen Dollar nur etwa dem Aufwand für eine amerikanische B-Produktion entsprechen, wie Bergman einmal sarkastisch bemerkte. Immerhin ist dieses abschliessende Werk so herausgekommen, wie Bergman es sich wünschte: in einer sechsstündigen Fernseh- und einer über dreistündigen Filmfassung. Letztere bildet die Grundlage der nachfolgenden Überlegungen.

Ein Aufgebot von über 60 Schauspielern und unzähligen Statisten sowie eine prachtvolle Ausstattung rechtfertigen die Kosten. Bergman verfolgt in «Fanny och Alexander» über die Zeitdauer eines guten Jahres hinweg die Schicksale einer grossbürgerlichen Familie in einer schwedischen Provinzstadt anfangs des Jahrhunderts. Er verbindet sie mit einer Märchenerzählung, genauer: mit den magischen Bildern, in die sich die Wirklichkeit verwandelt, wenn sie mit den Augen des zehnjährigen Alexander (Bertil Guve) gesehen wird, der die eigentliche Hauptfigur des Filmes ist.
Mit einer liebevollen Aufmerksamkeit fürs Detail und für die Anekdote stellt Bergman dem Zuschauer die Mitglieder der Ekdahlschen Familie vor. Wie jedes Jahr versammeln sie sich im Hause der